

**Predigt über Psalm 139, 1-5 und „Wer bin ich? von D. Bonhoeffer
28.06.2020 10.00 Uhr Kreuz-Christi-Kirche**

1 Herr, du erforschest mich
und kennest mich.
2 Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es;
du verstehst meine Gedanken von ferne.
3 Ich gehe oder liege, so bist du um mich
und siehst alle meine Wege.
4 Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge,
das du, Herr, nicht alles wüsstest.
5 Von allen Seiten umgibst du mich
und hältst deine Hand über mir.

Wer bin ich? (Juli 1944)

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich träte aus meiner Zelle
gelassen und heiter und fest,
wie ein Gutsherr aus seinem Schloß.

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich spräche mit meinen Bewachern
frei und freundlich und klar,
als hätte ich zu gebieten.

Wer bin ich? Sie sagen mir auch,
ich trüge die Tage des Unglücks
gleichmütig lächelnd und stolz,
wie einer, der Siegen gewohnt ist.

Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?
Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß?
Unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig,
ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle,
hungernd nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen,
dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe,
zitternd vor Zorn über Willkür und kleinlichste Kränkung,
umgetrieben vom Warten auf große Dinge,
ohnmächtig bangend um Freunde in endloser Ferne,
müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen,
matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen?

Wer bin ich? Der oder jener?
Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?
Bin ich beides zugleich? Vor Menschen ein Heuchler
Und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwächling?

Oder gleicht, was in mir noch ist, dem geschlagenen Heer,
das in Unordnung weicht vor schon gewonnenem Sieg?

Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.
Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!

Liebe Gemeinde,

„Wer bin ich?“ – Wann stellen wir Menschen uns diese Frage?

Am meisten haben wir uns das wohl in der Pubertät gefragt. Da verarbeitet jeder Mensch die Rückmeldungen von anderen, von Eltern, aber auch von Gleichaltrigen oder von Lehrern: Was kann ich besonders gut? Was könnte mein Platz in dieser Welt sein, auf dem mir mein Leben sinnvoll erscheint? Dabei spielt eine Rolle, was die anderen über mich sagen; aber es muss auch mit meinem eigenen Gefühl von mir selbst übereinstimmen. Diesen Prozess nennt man Identitätsfindung; an seinem Ende steht eine vorläufige Antwort auf die Frage „Wer bin ich?“

Doch dabei muss es nicht bleiben. Auch für Erwachsene gibt es immer wieder Momente, in denen wir uns selbst fraglich werden.

Das kann ein Konflikt sein, in dem uns jemand so angreift, dass wir uns fragen müssen: Bin ich so schrecklich, wie der andere mich empfindet?

Das kann ein Schicksalsschlag sein, etwa der Verlust eines Menschen, mit dem wir eingespielt waren und mit dem wir uns ergänzt haben. Wer bin ich nun, ohne diesen Menschen?

Das kann auch eine grundlegende Verunsicherung sein, weil unser Leben nicht den Weg nimmt, den wir für den richtigen halten. Was bleibt dann übrig von mir?

„Wer bin ich?“ Das hat sich Dietrich Bonhoeffer in der Haft gefragt. Seine Antwort auf diese Frage haben wir gerade gehört. Sie führt uns in die Situation des Gefangenen. Über ein Jahr war Bonhoeffer zu dieser Zeit schon im Gefängnis in Berlin-Tegel. Aus seinen Briefen und Aufzeichnungen wissen wir, dass er zu Anfang schwer umgehen konnte mit dem Ende seines aktiven Lebens in Freiheit. Ein Gefangener hat sehr viel Zeit, und er ist sehr viel mit sich alleine. Grundsätzliche Fragen stellen sich da ganz von selbst. Daran kann einer verrückt werden.

Doch Bonhoeffer gelingt es, vor allem durch seine umfassende Bildung und seine Frömmigkeit sich in seinem neuen Dasein als Gefangener einzurichten und dabei zu einer inneren Klarheit zu gelangen. Sein Ziel ist aber nicht eine entrückte Gelassenheit, im Gegenteil, Bonhoeffer schreibt im November 1943: „Es gibt auch eine falsche Gelassenheit, die gar nicht christlich ist. Über etwas Ungeduld, Sehnsucht, Widerspruch gegen das Unnatürliche und eine ganze Portion Verlangen nach Freiheit und irdischem Glück und Wirkenkönnen brauchen wir uns als Christen durchaus nicht zu schämen.“ (WE 72).

„Wer bin ich?“ Das Gedicht baut eine starke Spannung auf zwischen der Außensicht der Mitgefangenen und der Wärter auf Bonhoeffer einerseits, und seinem eigenen Selbstgefühl andererseits. Für die anderen wirkt Bonhoeffer „wie ein Gutsherr aus seinem Schloß“, „als hätte ich zu gebieten“, „wie einer, der Siegen gewohnt ist.“

Doch das, was er von sich selbst weiß, ist etwas ganz anderes. „Unruhig, sehnsüchtig, krank, hungrig, durstend, zitternd, ohnmächtig, müde und leer...“, das sind die Adjektive, die die Beschreibung des Selbstgefühls tragen. Und die Folge davon: Bonhoeffer beschreibt sich als „matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen“.

Doch dem steht die Sicht der anderen gegenüber. Wie kommt dieser extreme Unterschied zustande? Ist es ein zeitliches Schwanken: „Wer bin ich? Der oder jener? Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?“

Oder zerfällt Dietrich Bonhoeffers Wesen in Außen und ein Innen, zwischen denen es keine Verbindung mehr gibt? Dieser Verdacht ist der schmerzliche Höhepunkt der Fragen, die Bonhoeffer an sich selbst stellt: „Bin ich beides zugleich? Vor Menschen ein Heuchler, und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwächling?“

An dieser Stelle zerreißt es das, was man die Identität eines Menschen nennen kann. Auf menschlicher Ebene führt das direkt in die Verzweiflung.

Das Gedicht nimmt nun eine Wendung, mit der nicht zu rechnen war. Das Ich des Gedichts wiederholt die Frage des Anfangs, aber es geht dann augenblicklich auf Distanz zu dieser Frage. „Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.“ Es ist die Situation im Gefängnis, die dieses einsame Fragen auslöst. Ein Fragen, das nur in die Verzweiflung führen kann. Die Frage „Wer bin ich?“ muss noch einmal von vorne angegangen werden. Eine andere Antwort ist nur möglich aus der Perspektive des Glaubens, sie ist nur möglich im Gespräch mit Gott.

Den 139. Psalm hatte Bonhoeffer sicher im Kopf, als er dieses Gedicht schrieb. Auch hier stellt ein Ich die Frage „Wer bin ich?“, wenn auch nicht ausgesprochen. Im Unterschied zu Bonhoeffer hat der Psalmdichter gleich von Anfang an seine Beziehung zu Gott mit im Blick:

„Herr, du erforschest mich / und kennest mich. / Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es; / du verstehst meine Gedanken von ferne. / Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege. / Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht alles wüsstest. / Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.“

„Wer kennt mich wirklich?“ So heißt dieser Gottesdienst, und es ist kein Zufall, dass er nicht „Wer bin ich?“ heißt. Bonhoeffer selbst lässt am Ende seines Gedichts diese Ausgangsfrage hinter sich, denn sie ist falsch gestellt. Weder das eigene Selbstgefühl noch die Einschätzung anderer Menschen sind wirklich das, was einen Menschen im Kern seiner Person ausmacht. Denn dieser Kern ist von vorneherein auf Gott ausgerichtet, und er ist auch nur für Gott zugänglich, nicht für Menschen, nicht einmal für den Betreffenden selbst.

Für die Erfahrung, die Bonhoeffer mit seiner Wirkung auf seine Mitgefangenen macht, gibt es den Begriff der Rolle. Wir alle bewegen uns in unserem sozialen Umfeld in Rollen. So wie Bonhoeffer im Gefängnis in Tegel die Rolle des Geistlichen zugeschrieben wurde, der an seinen Mitgefangenen Anteil nimmt und sie tröstet. Es ist diese Rolle, die sich in Bonhoeffers Gedicht niedergeschlagen hat. Er selbst aber sieht darin die Gefahr der Heuchelei, also für andere etwas darzustellen, was nicht wirklich in ihm ist.

Auch diese Erfahrung ist uns nicht fremd. Nicht immer stehen wir mit unseren Gefühlen hinter den Rollen, die einzunehmen von uns erwartet wird: Als Mutter oder Vater, als Kind, als Chef oder als Untergebener, als Nachbarin, als Freund. Auch wir kennen das, dass wir die Rollen nicht so selbstverständlich ausfüllen, wie es nach außen aussieht – sondern dass uns Zweifel kommen und wir uns innen ganz anders fühlen als wir es nach außen zeigen.

In einer solchen Krise, wie sie Dietrich Bonhoeffer in seinem Gedicht beschreibt, hilft es einem nicht, zwischen dem Eindruck, den man auf andere macht, und dem eigenen Selbstbild hin und her zu springen. Vielmehr braucht es einen Bezugspunkt außerhalb. „Wer kennt mich wirklich?“ Nicht die anderen, und auch nicht ich selbst. Nur Gott kennt mich wirklich!

Die Frage „Wer bin ich?“ kann der einsame Gefangene also nicht für sich allein beantworten – das führt nur in die Irre. Vielmehr führt diese Frage zu Gott: Ich bin der, als der ich von Gott gekannt bin. Mit den Worten von Bonhoeffer: „Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!“

Nicht das Kreisen um das eigene Selbstbewusstsein führt zu einer Antwort. Der Schlüssel ist vielmehr, sich als Teil einer Beziehung zu erkennen, als Gegenüber von Gott. „Du kennst mich, dein bin ich, o Gott“ – das ist genau das, was auch der 139. Psalm zu sagen hat. Während die anderen Menschen und auch ich selbst nur relative Bezugspunkte meines Lebens sind, ist Gott ein absoluter Bezugspunkt, schon weit vor unserer Geburt, schon von den ersten Momenten

unseres Daseins an. Deshalb kennt uns Gott so gut, von Anfang an, als wir noch gar nichts von uns selbst wussten und denken konnten.

Für Bonhoeffer lag darin sicher auch die Gewissheit, von Gott auch dann noch gekannt zu werden, wenn das eigene Selbstbewusstsein zum Stillstand kommt – also im Tod. Denn wenn Gott am Anfang unseres Daseins schon immer da ist, bevor wir uns dessen bewusst sein können – dann wird er doch auch nach unserem irdischen Ende genauso da sein und an uns festhalten, auch wenn wir uns selbst verlieren und auch die Erinnerung anderer Menschen an uns irgendwann versiegt.

So meine ich, dass dieses Gedicht „Wer bin ich?“ einen Prozess beschreibt, in dem sich der Mensch von den Einordnungen und Wertungen seiner Umwelt und ebenso von seinem eigenen Selbstgefühl löst und den Kern seiner Person stattdessen bei Gott sucht – und in einem lebendigen Glauben auch findet.

Das ist übrigens ein für Bonhoeffer typischer Gedanke: Wenn wir Menschen versuchen, unsere Identität stimmig und rund zu entwerfen, dann führt das zu Lüge und Selbsttäuschung. Das gilt auch in moralischer Hinsicht. Ja, man kann unter Verweis auf Gottes Gebote vom aktiven Widerstand gegen die Diktatur Abstand nehmen und scheinbar als Theologe und Christ dann gut da stehen.

Dagegen sagt Bonhoeffer: Sich ein reines Gewissen selbst schaffen zu wollen, das ist nicht christlich. Das reine Gewissen, das die Opfer der Diktatur achselzuckend links liegen lässt, führt nur scheinbar zu einer stimmigen Identität. Viel wichtiger wäre es, etwas im Widerspruch gegen das eigene Gewissen zu tun, also etwa den Führer, der ganz Europa mit Krieg und Vernichtung überzieht, zu töten. Wer den Tyrannen ermordet, der lädt Schuld auf sich, denn er tötet einen Menschen – das ist keine Frage. Aber bei Gott kann diese Schuld vergeben werden. Wer darauf vertraut, der kann frei handeln, ohne die Integrität der eigenen Person zum Maßstab für alles zu machen.

Mit dieser Haltung stand Bonhoeffer in seiner Kirche allein. Aber er war nicht allein, denn da war Gott – der, der ihn wirklich kennt, besser als er selbst sich kennt. „Herr, du erforschest mich / und kennest mich / Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir“: In der Verbundenheit mit dem, der ihn wirklich kennt, ist Dietrich Bonhoeffer seinen Weg gegangen, bis zur bitteren Konsequenz des gewaltsamen Todes, und ganz ohne eine Idee davon, wie sehr sein Leben und Sterben spätere Generationen beschäftigen würde. Dass im 21. Jahrhundert zu seinem Gedenken eine Ausstellung eröffnet wird, das konnte Dietrich Bonhoeffer nicht ahnen, schon gar nicht angesichts der Reaktionen seiner Zeitgenossen – und es hat ja auch nach seinem Tod noch lange gedauert, bis die Christen und Kirchen in Deutschland ihn verstehen konnten.

Zugleich aber steht das Gedicht jeder Verehrung von Bonhoeffer als vorbildlichem Superchristen im Wege. Legt Bonhoeffer doch hier offen, wie er immer wieder darum kämpfen musste, in der Isolation der Gefangenschaft an der Beziehung zu dem, der ihn wirklich kennt, festzuhalten. Für seinen Glauben in den Tod zu gehen, das war nicht Bonhoeffers Ziel. Aber er hat in diesem Weg einen Sinn erkennen können, der über sein individuelles Leben hinaus reicht. Im Wissen, dass Gott größer ist als alle noch so mächtigen Diktaturen dieser Welt, wusste er von dem „gewonnenen Sieg“, wie es in dem Gedicht heißt. So war es ihm möglich, dem Terror mit der Festigkeit entgegenzutreten, die seine Mitgefangenen an ihm bewunderten, und doch zugleich dem Ende seines Lebens entgegen zu sehen, mit 38 Jahren, „bereit, von allem Abschied zu nehmen“. Amen.

Pfarrer Thomas Lotz (Kreuz-Christi-Kirche Höhenkirchen)